

CHARLOTTE KNOBLOCH

IN DEUTSCHLAND
ANGEKOMMEN

ERINNERUNGEN

DVA
EBOOKS

CHARLOTTE KNOBLOCH

IN DEUTSCHLAND
ANGEKOMMEN

ERINNERUNGEN

DVA
EBOOKS

Charlotte Knobloch

MIT RAFAEL SELIGMANN

In Deutschland
angekommen

ERINNERUNGEN

Deutsche Verlags-Anstalt

1. Auflage

Copyright © 2012 by Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Typografie und Satz: DVA /Brigitte Müller

Gesetzt aus der Meridien

ISBN 978-3-641-09454-6

www.dva.de

NACHTGEDANKEN

Gott hat mich mit einer stabilen Gesundheit und festem Schlaf gesegnet. Wenn ich mich ins Bett lege und das Licht der Nachttischlampe lösche, gleite ich sogleich in einen tiefen Schlummer. Diese Gabe begleitet mich seit meiner Kindheit. Auch nach aufregenden, arbeitsreichen Tagen, die Energie und Nervenkraft beanspruchen, finde ich rasch meine Harmonie wieder, und spätestens mit dem Ausschalten des Lichts weicht auch meine innere Spannung - die Dunkelheit verschafft mir, soweit ich zurückdenken kann, ein Gefühl der Geborgenheit, das in die Ruhe eines ungestörten Schlafs mündet. Wenn am folgenden Morgen der Wecker läutet, wache ich ausgeruht auf und freue mich auf die Herausforderungen des neuen Tages, den der Ewige mir schenkt.

In der Nacht vom 8. auf den 9. November 2006 aber will, anders als gewöhnlich, meine innere Anspannung nicht weichen. Auch in der Dunkelheit meines Schlafzimmers vermag ich keine Ruhe zu finden. Trotz Müdigkeit, die vergangenen Tage waren voller Termine und Belastungen gewesen, will der Schlaf nicht kommen. Mir nahestehende Menschen und Erlebnisse gleiten durch mein Bewusstsein. Mein Vater, meine Großmutter, mein Mann Samuel tauchen auf. Meine geliebten Kinder Bernd, Sonja und Iris erscheinen mir. Doch ich sehe auch, wie die Flammen aus der Synagoge in der Herzog-Rudolf-Straße schlagen, wie ich es als Kind erleben musste. Dann wieder sehe ich mich

bei der Beerdigung meines Vaters und meines Mannes. Ich muss an unzählige Sitzungen in der Israelitischen Kultusgemeinde und Verhandlungen mit Vertretern des Freistaats Bayern und der Stadt München denken - und an meine morgige Rede. Ich schalte die Nachttischlampe an, gehe in mein Arbeitszimmer. Zum wiederholten Mal lese ich meine Begrüßungsansprache - den Text kenne ich nahezu auswendig. Spontan kommt mir eine Idee: An den Rand des Redemanuskriptes notiere ich die Stichpunkte: bauen - bleiben - dazugehören. Herz Münchens. Nach einem Glas Mineralwasser gehe ich wieder zu Bett.

Doch erneut will sich der Schlaf nicht einstellen. Wieder suchen mich meine Nächsten und Stationen meines Lebens heim und halten mich wach. Da kommen mir unwillkürlich mein Lieblingsdichter Heinrich Heine und dessen Gedicht »Denk ich an Deutschland in der Nacht, dann bin ich um den Schlaf gebracht« in den Sinn. Heine sehnte sich nach seinem Mütterlein. Zu seinen Lebzeiten (1797-1856) war Deutschland ein zersplittertes Land, dessen Bürger unterdrückt wurden. Ironisch sprach Heine von einem »gesunden Land«.

War Deutschland nach der verbrecherischen Krankheit des Nationalsozialismus genesen? Wir leben in einem freien, demokratischen Staat. Dürfen wir Deutschland wieder vertrauen? Konnte ich die Worte, die ich mir gerade notiert hatte, morgen auch öffentlich aussprechen?

Als um 6:30 Uhr mein Wecker wie an jedem Werktag klingelt, erlöst er mich aus unruhigem Dämmern. Doch mit der Wachheit spüre ich meine gewohnte Energie und Lebensfreude zurückkehren. Der wichtigste Tag meines

Lebens und ein bedeutender Tag für die Israelitische Kultusgemeinde Münchens ist angebrochen.

Als ich die anwesenden Gäste, die jüdische Gemeinde, die wesentlichen Repräsentanten der deutschen Politik und des öffentlichen Lebens dieses Landes begrüße und in ihren Gesichtern ungeteilte Freude und Genugtuung aufleuchten sehe, treten Tränen in meine Augen. Mein großes Ziel ist erreicht. Die jüdische Gemeinschaft ist wieder im Herzen meiner Heimatstadt München angelangt.

Unwillkürlich schweifen meine Gedanken zu den Momenten hin, als diese Gemeinde ausgelöscht wurde - für immer, wie es schien.

Ich bin sechs Jahre alt. An der Hand meines Vaters irre ich durch die Straßen. Ich muss mich anstrengen, um mit Vater Schritt zu halten. Er hastet, bemüht sich aber, nicht zu rennen. Ich muss achtgeben, nicht zu stolpern. Ich darf nicht stürzen. Wir dürfen nicht auffallen.

Wir sind auf der Flucht. Mitten in unserer Stadt, in München.

Um uns herum herrschen Lärm und Geschrei. Das Geräusch von Glas, das auf Bürgersteigen in unzählige Scherben birst. Das Krachen prasselnder Flammen, herabstürzender Balken. Und Menschen, die johlen: »Juda verrecke!« Das Grölen schmerzt mich. In meinem ganzen Körper. Manche Leute klatschen und lachen. Der beißende Geruch von Feuer durchdringt die Luft des Novemberabends.

Nicht stehen bleiben, Charlotte! Wir dürfen nicht stehenbleiben!, hat Vater mir eingeschärft, als wir zu ungewohnter Stunde unser Heim am Bavariaring verließen.

Denn, so sagt er mir, in unseren eigenen vier Wänden sind wir nicht mehr sicher. Er hatte eine Warnung erhalten. So sei es besser, sich mitten ins Geschehen zu mischen, als zu Hause auf das Schicksal zu warten, wusste Vater. Wir wollen uns zu Freunden nach Gauting durchschlagen.

Auf den Straßen Münchens entlädt sich der von den Nazis angefachte »Volkszorn«. Jüdische Geschäfte sind mit Davidsternen beschmiert, Hassparolen leuchten in heller Farbe durch das Dunkel. Schaufensterscheiben sind zertrümmert, Auslagen verwüstet. Das Innere der Geschäfte, das ich im Vorüberlaufen erkennen kann, ist zerstört. Regale sind umgestoßen, Ladeneinrichtung und Waren liegen auf dem Boden.

Vater und ich hasten ohne Unterlass weiter. Nicht stehen bleiben! Jemand könnte uns erkennen. Daher dürfen wir uns auch nicht unter den Schaulustigen verbergen, die zugucken, wie jüdische Geschäfte demoliert und ausgeraubt werden. Ich sehe es genau: Habgierige treten mit Armen voller Gegenständen aus den Läden. Lachend schleppen sie ihre Beute davon. Das sind Diebe. Sie kümmern sich nicht um Ehrlichkeit und Rücksicht auf andere, die mir in meinem Elternhaus immer gelehrt wurden.

An einer Straßenecke unweit des Sendlinger Tors sehe ich, wie zwei SA-ler einen alten Mann aus seinem Haus zerren. Es ist Onkel Rothschild! Justizrat Hugo Rothschild, den Vater so verehrt. Ich habe Onkel Rothschild, wie ich ihn nenne, besonders gern. Er hatte immer ein gütiges Lächeln auf seinem Gesicht. Er spricht in seiner warmen, tiefen Stimme mit mir, als sei ich eine Erwachsene. Nun ist

sein Gesicht starr vor Entsetzen. Aus einer Wunde an seiner Stirn rinnt Blut über sein Gesicht. Die SA-Männer stoßen ihn auf einen Lastwagen. Warum tun sie ihm das an?

Es würgt mich vor Angst, dass die SA auch meinen Vater mitnimmt. Ich klammere mich noch stärker an seine Hand. Wenn ich ihn ganz fest halte, kann ich ihn vielleicht schützen.

Dreh dich nicht um, Charlotte!, hatte Vater mich noch gemahnt. Wir laufen weiter den Oberanger hinunter, Richtung Marienplatz. Die Strecke kenne ich gut. Sie ist mein Schulweg. Endlich gelangen wir in die Herzog-Rudolf-Straße. Hier steht meine Schule, die Jüdische Grundschule. Aus den Fenstern der benachbarten Synagoge züngeln hohe Flammen. SA-Leute in braunen Uniformen mit ihren komischen Hüten werfen Gebetbücher und Thorarollen auf die Scheiterhaufen vor dem Gebäude. Darum herum stehen Menschen und schauen zu. Warum ist keine Feuerwehr hier? Sonst kommt sie doch immer, wenn es brennt. Hat sie keiner von denen, die hier gucken, gerufen? Kümmert es niemanden, was mit den Juden, ihren Synagogen und Geschäften mitten in München geschieht? Vater zieht mich weiter.

Nun, 68 Jahre später, stehe ich im Zentrum dieser Stadt. München. Ich will die Bilder, die ich damals sah, als ich an meines Vaters Hand durch die Straßen flüchtete, nicht wegdrängen. Sie gehören zu meinem Leben. Doch ich habe die Angst überwunden. Wer diese seelische Not erlebt und sie verarbeitet hat, hat den Mut der Freiheit gewonnen.

Und den Mut, immer wieder aufzustehen und neu zu beginnen.

Heute beginnen wir hier am St.-Jakobs-Platz ein neues Kapitel. Wir haben eine Synagoge, ein Gemeindezentrum und ein Museum errichtet. Ich sammle meine Gefühle und Gedanken und erhebe meine Stimme.

EIN MÜNCHNER KINDL

Ich weiß, dass alle Augen auf mich gerichtet sind. Heute Morgen hat mir Großmutter mein dunkelrotes Samtkleid angezogen. Auf meinem Rücken hat sie die beiden Bänder zu einer großen Schleife geschlungen. Und mir einen weißen Spitzenkragen um den Hals gelegt. Darauf bin ich besonders stolz. Denn diesen trägt Großmutter sonst selber an Festtagen.

Vater postiert mich auf der obersten der drei Stufen der Bibliothekstreppe. Im Salon wird es still. Mit fester Stimme, laut und deutlich, trage ich ein Gedicht vor. Reime zu Ehren meines Großvaters Salomon Neuland, der heute einen runden Geburtstag begeht. Zwei Strophen. Ich schaffe sie ohne Versprecher, ohne Steckenbleiben. Die zahlreiche Gesellschaft, die sich zum festlichen Empfang bei meinen Großeltern versammelt hat, klatscht laut und freut sich.

Bayreuther Honoratioren, Kaufleute, elegante Damen, ehrwürdige Bürger – alle lächeln mich an. Die Erwachsenen sind sich einig: Unerschrocken ist sie, die kleine Charlotte. »Aufgeweckt« für ihre drei Jahre und keine Spur von schüchtern. »Aufgeweckt« hat also nicht nur mit dem Aufwachen nach dem Schlaf zu tun. Es gilt auch für den ganzen Tag. Später lerne ich, es muss für das ganze Dasein gelten. Und ich habe Freude daran, »aufgeweckt« zu sein, mich nicht steuerlos im Fluss des

Lebens treiben zu lassen - sondern selbst den Kurs zu bestimmen.

Untrennbar mit meiner frühesten Erinnerung ist auch verbunden, dass meine über alles geliebte Großmutter zu mir tritt. Sie schließt mich in ihre Arme, gibt mir einen warmen, festen Kuss auf die Wange und hilft mir, sicher von dem Treppchen auf den Boden zurückzusteigen.

Die Welt, in die ich am 29. Oktober 1932 im Rotkreuzkrankenhaus in München-Neuhausen hineingeboren werde, befindet sich im Umbruch. Noch ist unser Familienleben geprägt von großbürgerlicher Sicherheit. Doch die politischen Verhältnisse sind prekär. Die Weimarer Republik liegt in Agonie. Zwei Jahre zuvor ging die NSDAP bei den Reichstagswahlen als zweitstärkste Partei hervor. Ich bin gerade ein Vierteljahr alt, als in Berlin Adolf Hitler am 30. Januar 1933, dem Tag der sogenannten Machtergreifung, zum Reichskanzler ernannt wird und von den Nazis nicht nur in der Reichshauptstadt, sondern im ganzen Land in martialischen Fackelzügen als ihr Führer gefeiert wird.

Viele seiner jüdischen Freunde und Bekannten, so erzählte Vater mir später, wollten die Bedeutung dieses Tages nicht erkennen. Sie trösteten einander und redeten sich ein, dass Hitler eine vorübergehende Erscheinung, ein Phänomen sei: Ebenso rasch, wie er aufgetreten sei, werde er auch wieder verschwinden. Es werde alles nicht so schlimm kommen, wie es die allseits prangenden antijüdischen Parolen - und nun die Bilder von Fackelmärschen - vermuten ließen. Sie wollten nicht wahrhaben, dass in der Geschichte nichts von selbst

verschwindet; schon gar nicht, wenn es von Millionen Menschen getragen wird. Die deutsche Kultur und Gesellschaft, die in den vergangenen Jahrhunderten die größten Genies in Dichtung, Musik, Wissenschaft und Technik hervorgebracht hatte, so mutmaßten die Freunde meiner Eltern und mit ihnen viele andere, werde mit dem ungehobelten Hitler leicht fertig werden.

Die deutschen Juden fühlten sich fest in ihrer Heimat verankert. Oft lebten sie seit Jahrhunderten hier, seit 1871 genossen sie Bürgerrechte. Und Gesetz war Gesetz. Was konnte ihnen geschehen? Man vertraute auf Reichspräsident Paul von Hindenburg. Dieser habe schließlich versichert, er sei allen Deutschen gleichermaßen verbunden. Auch der halben Million jüdischer Menschen, die damals Bürger des Deutschen Reiches waren. Jeder Fünfte von ihnen, auch mein Vater, hatte im Ersten Weltkrieg für das Reich gekämpft. Mehr als 11000 jüdische Soldaten hatten für Deutschland ihr Leben gegeben.

Vater, der die Aktionen der Nationalsozialisten seit den frühen 20er Jahren in München erlebt hatte, fragte sich, wie Hindenburg, ein alter Herr von Mitte achtzig, sich einer von jungen Leuten mit ebenso großer wie rücksichtsloser Energie getragenen Bewegung entgegenstemmen wollte? Fritz Neulands nüchterner Verstand sagte ihm, dass für die Juden in Deutschland mit dem heutigen Datum schwere Zeiten angebrochen waren.

Der 30. Januar 1933 hätte ein fröhlicher Tag für meinen Vater sein sollen. Heute begeht er seinen 44. Geburtstag. Fritz Neuland ist nur wenige Monate älter als der Mann,

der gerade in Deutschland die Macht an sich reißt. Doch Vater ist nicht zum Feiern zumute.

Mit nahezu Mitte vierzig hat mein Vater viel erreicht. Er ist ein angesehenener Rechtsanwalt. Er hatte in München die Rechte studiert und wurde nach seinem Referendariat 1919 zum Anwalt zugelassen. Die Jahre zuvor kämpfte Fritz Neuland im Ersten Weltkrieg auf den Schlachtfeldern Frankreichs für sein deutsches Vaterland. In Anerkennung seines tapferen Einsatzes für das Deutsche Reich waren meinem Vater eine Reihe von Auszeichnungen und Orden verliehen worden. Er bewahrt sie in einem Glasschrank in seinem Herrenzimmer auf.

Fritz Neulands Kanzlei liegt am Stachus, dem Karlsplatz, unweit des Münchner Hauptbahnhofes. Ich bin sein einziges Kind. Für mein Leben gerne gehe ich Vater in seinen Geschäftsräumen besuchen. Ich mag die gediegene Atmosphäre in den dunkel möblierten großen Zimmern. Mehr noch aber hat es mir das geschäftige Klappern der Schreibmaschinen angetan. Und die Akten- und Papierstöße, die fein säuberlich in Wandregalen gestapelt sind, verbreiten einen angenehmen Geruch.

Vater ist ein wichtiger Mann. Viele Menschen suchen seinen klugen Rat. Es sind meist Herren in dunklen Anzügen, wie Vater selber einen trägt. Mitunter werden sie von Damen begleitet. Mir macht es Freude, ihre schönen Kleider und Hüte zu begutachten. Ich bin sehr stolz, wenn ich beobachte, wie die Mandanten meinen Vater mit respektvoller Höflichkeit begrüßen, bevor sich die hohen gepolsterten Türen hinter ihnen schließen. Ihren ernsten Mienen sehe ich an, dass hier gleich wichtige Dinge

beredet werden. Ich warte im Zimmer bei den Schreibdamen, bis sich Vater mit seinen Klienten zu Ende besprochen hat. Wenn seine Arbeit getan ist, spazieren wir von der Kanzlei zu unserer Wohnung am Bavariaring.

Die erste Station unseres Weges sind die Schaufenster von Obletter. Die Auslagen des Spielwarengeschäftes am Stachus ziehen mich magisch an. Eine große elektrische Eisenbahn dreht dort ihre Runden. Die Lokomotive mit ihren Passagierwaggons schlängelt sich durch eine grüne Hügellandschaft, vorbei an Weiden mit kleinen braunweißen Kühen, Kirchtürmen, einer kleinen Burg auf einem Hügel und blaugetupften Seen. Schon verschwindet der Zug in einem Tunnel, um dann weiter an karierten Fachwerkhäusern und einer Mühle, deren Flügel sich drehen, vorüberzueilen. Ich bin hingerissen. Stundenlang könnte ich dort stehen. Die Bahn begeistert mich weit mehr als das andere Schaufenster mit den Puppen, deren Häusern, Kleidern und Küchen. Ich mag die leblosen kalten Augen der Figuren nicht.

Vater überredet mich zum Weitergehen. Er lenkt meine Aufmerksamkeit auf den gegenüberliegenden Justizpalast. Er führt mich in den Lichthof des Gebäudes, der mit seiner mächtigen Glaskuppel und den großen Treppenaufgängen nicht nur Kinderaugen gewaltig anmutet. Der Stolz und die Ehrfurcht, die mein Vater beim Betreten des Baus empfindet, übertragen sich auf mich. Ich spüre, Fritz Neuland vertraut fest auf die deutsche Rechtsprechung.

Als mein Vater als junger Mann nach München zieht, blickt die jüdische Gemeinde der Stadt auf eine lange und leidvolle Geschichte zurück. Der erste Jude, der für die

Isarstadt beurkundet ist, ist Abraham der Müncher im frühen 13. Jahrhundert. Die jüdische Gemeinschaft ist klein – was sie aber nicht vor mörderischen Übergriffen schützt. So haben sich im Jahr 1285 die Münchner Juden vor dem erzürnten Mob in ihre Synagoge geflüchtet. Ihren Verfolgern war vorgemacht worden, die Juden hätten einen Ritualmord an einem Christenkind begangen. Unter dieser Art der Verleumdung mussten die Hebräer jahrhundertlang leiden. Das Gotteshaus wird in Brand gesteckt. Fast 200 Juden, darunter Frauen und Kinder, sterben einen qualvollen Tod in den Flammen. In den Folgejahren siedeln sich immer wieder Juden in München an – und werden stets aufs Neue vom jeweiligen Herrscher finanziell ausgepresst. Bevor sie Mitte des 15. Jahrhunderts aus der Stadt und ganz Oberbayern vertrieben wurden, um erst drei Jahrhunderte später an die Isar zurückkehren zu können. Die Gründung der ersten Israelitischen Kultusgemeinde in München erfolgt 1815. Elf Jahre später weiht die Gemeinde eine neue Synagoge ein – angesiedelt am damaligen Stadtrand, unweit des Viktualienmarktes. Erst Anfang der 1860er Jahre dürfen sich nach einer Bestimmung des Bayerischen Landtags die Juden dort niederlassen, wo es ihnen beliebt. Zumindest auf dem Papier steht das so.

Mit der Gründung des Deutschen Reiches 1871 erfolgt endlich die rechtliche Gleichstellung der deutschen Hebräer. Nun dürfen sie Wohnungen an Adressen ihrer Wahl beziehen, und die Art des Gewerbes, das sie betreiben möchten, steht ihnen ebenfalls frei. München profitiert von seinen neuen Bewohnern. Denn das jüdische Bürgertum an

der Isar prosperiert rasch. Wissenschaftler und Künstler lassen sich hier nieder und machen München zu einer modernen Metropole, tüchtige Geschäftsleute tragen mit ihrem Wirken bei zum Wohlstand der Stadt. Ausdruck des neuen, endlich erlangten jüdischen Selbstbewusstseins sind zwei Synagogen, die in den Jahren 1887 und 1892 errichtet werden. Die eine, der prächtige Bau an der Herzog-Max-Straße, steht in unmittelbarer Nähe der Frauenkirche. Der mächtige neoromanische Synagogenturm gehört nun ebenso wie die Zwiebeltürme des katholischen Doms zur Münchner Stadtsilhouette. Ein weiteres Gotteshaus wird 1892 in der damaligen Canalstraße und späteren Herzog-Rudolf-Straße eingeweiht. Hier in der Ohel-Jakob-Synagoge, im Zelt Jakobs, beten die Münchner Anhänger der jüdisch-orthodoxen Glaubensrichtung.

Die Münchner Juden sind treue deutsche Patrioten. So sorgt die Israelitische Kultusgemeinde der Stadt 1897 dafür, dass Theodor Herzl seinen ersten Zionistenkongress nicht in München einberufen darf. Theodor Herzl, der Idealist aus Wien, träumt von einem Judenstaat für alle Hebräer auf historischem Boden, im Heiligen Land. Die deutschen Juden wollen nicht in den Ruch geraten, ihrem Vaterland gegenüber illoyal zu sein. Theodor Herzl, seine Delegierten und Besucher müssen für ihre Zusammenkunft in die Schweiz, nach Basel ausweichen. Dort werden sie eine neue Heimat für alle Juden fordern, »die sich nicht anderswo assimilieren können oder wollen«.

Sich assimilieren, dazugehören mit allen Pflichten und Rechten - das ist der sehnlichste Wunsch der großen Mehrzahl der deutschen Juden. Auch der meines Vaters

und zuvor seines Vaters und seiner Mutter. Doch 1919, als Fritz Neuland an die Isar zurückkehrt, ist ein Schicksalsjahr für die Juden in der bayrischen Metropole. Unstete Zeiten verunsichern die Bevölkerung. Der verlorene Erste Weltkrieg macht den Menschen im tagtäglichen Leben und vor allem in ihrem Gemüt zu schaffen. An der Front hatten die Soldaten einen Krieg von bislang ungekannter Grausamkeit kämpfen müssen. Giftgas ist zum Einsatz gekommen. Die Kriegsheimkehrer sind körperlich und seelisch versehrt. An der Heimatfront waren die Kriegsjahre von Hunger und Entbehrung gekennzeichnet. Meine Großmutter hat mir davon erzählt, wenn ich bei Tisch nicht essen wollte. Nun, auch in Friedenszeiten, ist die Versorgung noch immer unzulänglich. Die Menschen sind Not und Hunger leid. Dazu quält die Deutschen eine Demütigung, die ihnen im Spiegelsaal von Versailles zugefügt wurde, ausgerechnet dort, im Prachtschloss der französischen Könige, wo wenige Jahrzehnte zuvor, im Jahr 1871, das Deutsche Reich ins Leben gerufen worden war.

Auch mein Vater war über den Versailler Vertrag empört. In seinen Augen erlegte dieses Abkommen Deutschland unangemessen hohe Reparationsforderungen auf und demütigte auf diese Weise das Land und seine Bevölkerung. Das Schlimmste aber, so sagt Vater, sei nicht mit Gold abzugelten - die Übernahme der Alleinschuld am Krieg, wo doch jeder wisse, dass alle Mächte diesen Waffengang gewollt hatten. Besonders die Franzosen, die ihre Niederlage gegen Deutschland von 1871 nicht verwinden konnten.

Der Unmut, die Jahre des Leidens der Familien, deren Angehörige im Krieg waren, der entbehrungsreiche Alltag, der Hunger und die offensichtliche Unfähigkeit Kaiser Wilhelms II. brechen sich Bahn. Allenthalben wollten und konnten die Menschen nicht mehr: Der aufschneiderische Monarch wurde davongejagt und am 9. November 1918 von einem Fenster des Reichstags in Berlin die erste deutsche Republik ausgerufen.

Dem war man im angeblich so beschaulichen München zuvorgekommen. Massenhaft waren die Menschen gegen ihren Herrscher auf die Straße gegangen. Der Aufstand fand sein vorläufiges Ende mit dem Abzug des bayrischen Königs aus der Stadt und der Ausrufung des Freistaats Bayern in der Nacht zum 8. November 1918. Da viele Köpfe der Rebellion zumindest nominell jüdischen Glaubens waren, wurde sie von rückwärtsgewandten Kräften schnell als »jüdische Revolution« verunglimpft. Der Journalist Kurt Eisner, ein geborener Jude, hatte den Freistaat Bayern proklamiert und war dessen erster Ministerpräsident geworden. Sein Ideal war eine soziale und demokratische Republik auf bayerischem Boden. Doch er und seine Genossen waren unfähig, ihr Ziel zu verwirklichen. Eisners Amtszeit währte nur rund 100 Tage – nach einer verlorenen Landtagswahl Anfang des Jahres 1919 wollte er vor dem Landtag am Promenadeplatz seinen Rücktritt erklären. Auf seinem Gang dorthin wurde er auf offener Straße von einem rechtsfanatischen Studenten und ehemaligem Offizier, dem jungen Grafen Arco auf Valley, erschossen. Die Öffentlichkeit war entsetzt. Eine riesige Trauergemeinde säumte am 26. Februar die Straßen Münchens, als Eisners

Sarg zum Ostfriedhof geleitet wurde. Der neue Ungeist, der bald tonangebend in der Stadt und im ganzen Land sein sollte, spukte bereits unter den Trauergästen umher. Eine Fotografie zeigt Adolf Hitler als Zuschauer. Wenige Monate später macht Hitler in einem Brief, der erst kürzlich an die Öffentlichkeit gelangt ist, deutlich, wen er als seine Hauptfeinde erachtet: In seinem Schreiben an einen Gesinnungsgenossen fordert Hitler die »Entfernung der Juden überhaupt«. Kaum ein Jahr nach Eisners Tod war Hitler nicht mehr Zuschauer - sondern als Bierkeller-Demagoge ein aufgehender Stern.

1923, im vierten Jahr seiner Anwaltstätigkeit, steht Vaters Kanzlei längst auf soliden Füßen. Als Spezialist für Verwaltungsrecht hat sich Fritz Neuland einen Namen gemacht. Eine Zeit lang betreibt Vater seine Kanzlei gemeinsam mit dem Sozialdemokraten Wilhelm Hoegner. Dessen Leidenschaft war neben der Juristerei die Politik. Hoegner war Landtags- und bis 1933 Reichstagsabgeordneter. Nach dem Zweiten Weltkrieg amtierte er für zwei Perioden als bayerischer Ministerpräsident. Viele Jahre später sollten mein Vater und Wilhelm Hoegner erneut zusammenarbeiten - diesmal an einer Verfassung für den Freistaat Bayern. Doch dazwischen lag das schwärzeste Dutzend Jahre der deutschen und damit der jüdischen Geschichte.

Anfang der 20er Jahre kann auch die breite Öffentlichkeit nicht mehr die Augen davor verschließen, dass die braune Bewegung in München zur realen Gefahr geworden war. Hier an der Isar hatte der Weltkriegsteilnehmer Adolf Hitler seine ersten politischen Gehversuche unternommen.

Und dabei sein fatales Talent entdeckt: Durch seine Reden die Menschen für sich und seine wirre Weltanschauung zu gewinnen, in der Hass und Kampf eine zentrale Rolle einnehmen. Mit seinen Tiraden gegen Juden, Kommunisten und Franzosen peitscht er seine Zuhörer zu frenetischem Beifall.

Im November 1923 will Hitler vom Wort zur Tat marschieren. Er wagt nichts Geringeres als den Staatsstreich. Zunächst stellt er sich am Abend des 8. November mit einem Pistolenschuss in die Decke des Bürgerbräukellers in den Mittelpunkt. Er verhaftet die anwesenden Regierungsvertreter und nötigt sie derart, mit ihm zusammenzuarbeiten. Hitler fordert für sich das Amt des Regierungschefs. Daraufhin propagiert der Nazichef nach dem Muster seines Idols Mussolini den Marsch auf Berlin, um die verhasste »Judenrepublik« zu stürzen. Die Herren geben zunächst klein bei – um sich, sobald Hitler sie freilässt, eines anderen zu besinnen.

Um diesem »Verrat« der Staatsmacht entgegenzuwirken und die »Macht« zu gewinnen, lässt Hitler am nächsten Morgen seine Getreuen vom Bierkeller in die Innenstadt marschieren. Ziel ist die Feldherrnhalle – hier soll die neue Regierung proklamiert werden. Unmittelbar davor wird der Umzug der Aufständischen niedergeschossen. Adolf Hitler erweist sich als Maulheld. Als die ersten Schüsse fallen, nimmt er die Beine in die Hand. Er versteckt sich im Haus seines Freundes Putzi Hanfstaengl. Dieser gibt den Flüchtling vor der Polizei als seinen Diener aus – was der spätere Führer ihm nie verzeihen wird.

Die Nacht vom 8. auf den 9. November brachte bange Stunden für Münchens Juden. Wird der Erzantisemit, der seinen Judenhass stets unverblümt herausschreit, obsiegen? Zahlreiche exponierte Gemeindemitglieder und andere jüdische Bürger werden von Hitler-Anhängern in der Dunkelheit aus ihren Wohnungen geholt, drangsaliert, eingeschüchtert, misshandelt. Damals, so berichtete mir mein Vater viel später, habe er eine entscheidende Lektion gelernt: Manchmal ist es besser, sich nicht zu Hause zu verstecken. Denn mitunter ist man inmitten des Geschehens sicherer - weil unkenntlich. Diese Erkenntnis sollte Vater in einer Novembernacht gleichen Datums 15 Jahre später erneut in die Tat umsetzen.

Als der Aufruhr 1923 niedergeschlagen und in den Folgetagen auch sein Oberputschist in Haft genommen wird, wollte man glauben, man sei aus einem Albtraum erwacht und die Gefahr nun vorüber. Vater bekannte mir gegenüber viele Jahre später, dass im folgenden Prozess gegen Adolf Hitler sein Vertrauen in die deutsche Rechtsprechung eine erste tiefgreifende Erschütterung erfahren habe. Gemäß Gesetz hätte der Aufrührer wegen Hochverrats vor dem Reichsgericht in Leipzig angeklagt gehört. Das zu erwartende Strafmaß wäre entweder die Todesstrafe oder ein Leben hinter Gittern gewesen. Stattdessen bescheinigte der Richter dem Aufwiegler »vaterländischen Geist« und »edlen Willen« - dementsprechend fiel das Urteil aus. Lächerliche fünf Jahre Festungshaft, wie es mein Vater ausdrückte. In dieser Zeit fand Adolf Hitler die Muße, seine Gedanken zur Weltpolitik und seinen Judenhass den mitinhaftierten Emil Maurice

und Rudolf Hess zu diktieren. Niemand, der »Mein Kampf« später las, wird behaupten können, dass Hitler die Menschen im Unklaren über seine Ziele ließ: Vernichtungskriege gegen Frankreich und Russland, vor allem aber die Beseitigung der Juden.

Die Münchner Juden waren mit offenem Antisemitismus allzu vertraut. So hatten im Frühsommer 1923 Nazi-Schläger Sigmund Fraenkel, das ehrwürdige Oberhaupt des orthodoxen Synagogenvereins, verprügelt. Synagogen wurden mit Hakenkreuzen beschmiert. An Bäumen und Litfaßsäulen prangten antisemitische Parolen. Judenhass war unseliger Bestandteil des Münchner Straßenbildes.

Schon 1920 hatte die Regierung Gustav Ritter von Kahr, der Bayern als »Ordnungszelle« gestalten wollte, die Ausweisung jüdischer Familien aus München betrieben. Man konzentrierte sich auf jüdische Zuwanderer aus Osteuropa, denen man eine umstürzlerische Gesinnung unterstellen wollte. Drei Jahre darauf hatte man wiederum die Juden aus dem östlichen Europa im Visier. Diesmal wollte man sie unlauterer Geschäftspraktiken überführt haben. Unter Zurücklassung aller ihrer Besitztümer mussten die ostjüdischen Familien München verlassen.

Vater und ich sollten viele Jahre später ausführlich Gelegenheit haben, uns mit dem Thema der sogenannten Ostjuden zu befassen. Vater sagte mir, die Ausweisung der polnischen Juden Anfang der zwanziger Jahre habe ihn damals in einen Zwiespalt gestürzt. Auf der einen Seite konnte er nicht zulassen, was dort vor seinen Augen geschah. Es durfte nicht sein, dass seine Glaubensbrüder

als Menschen zweiter Klasse behandelt, ihrer Rechte und ihres Besitzes beraubt aus der Stadt getrieben wurden.

Als assimilierter deutscher Jude befürchtete Vater indessen, die traditionell-religiöse Lebensweise der Juden aus dem Osten, an der sie auch in ihrer neuen Heimat festhielten, könne einen Stolperstein auf dem Weg der deutschen Juden in die vollkommene Emanzipation und Gleichberechtigung darstellen. Vater, dem persönliche Leistung, Pflichterfüllung, harte Arbeit und berufliches Fortkommen als Kerntugenden galten, war ein Bewunderer Walther Rathenaus. Die vielseitigen Begabungen und Erfolge des Reichsaußenministers als Politiker, Naturwissenschaftler, Industrieller und Organisator, galten Vater als Ideal des deutsch-jüdischen Miteinanders. So vertrat er auch die Ansichten der um die Jahrhundertwende verfassten Schrift Rathenaus »Höre Israel«, in der der Autor eine »bewusste Selbsterziehung einer Rasse zur Anpassung an fremde Anforderungen« forderte, »eine Anartung in dem Sinne, dass Stammeseigenschaften, gleichviel ob gute oder schlechte, von denen es erwiesen ist, dass sie den Landesgenossen verhasst sind, abgelegt und durch geeignetere ersetzt werden.« Das Auftreten seiner osteuropäischen Glaubensbrüder in Deutschland erschien Vater dieser Zielsetzung abträglich. Vater wollte nicht wahrhaben, dass sich antisemitische »Landesgenossen« nicht durch Anbiederung oder »Selbsterziehung« beschwichtigen lassen. Im Gegenteil. Es ermutigt sie in ihren unheilvollen Vorurteilen.

Die Ermordung Rathenaus im Juni 1922 in Berlin durch die rechtsradikale Organisation Consul verstörte Vater und

die deutschen Juden zutiefst. Auf der Trauerfeier identifizierte Reichskanzler Wirth den Widersacher der Freiheit, der Demokratie und des Gesetzes: »Der Feind steht rechts.«

Der Putsch, die Ausweisungen und Attentate sprechen eine deutliche Sprache vom Antisemitismus in der Weimarer Republik. Da wollte auch der Deutsche Alpenverein nicht hintanstehen: Gegenüber Münchner Juden, die gerne in ihren bayerischen Bergen kraxelten, wurde eine Aufnahmebeschränkung für Mitgliedsanwärter erhoben. Es war, als wollte man den Juden die Liebe zu ihrer deutschen Heimat mit allen Mitteln und systematisch austreiben.

Treu ihrer deutschen Heimat verbunden waren auch die Eltern meines Vaters. 1889, im Jahr der Geburt ihres Sohnes Fritz, waren Albertine und Salomon Neuland aus Neustadt an der Aisch nach Bayreuth übergesiedelt. Unsere Besuche bei ihnen zählen zu den schönsten und intensivsten Erinnerungen meiner frühen Kindheit. Mein Großvater betreibt mit einem Kompagnon ein Herrenoberbekleidungsgeschäft in bester Ecklage in der Bayreuther Innenstadt. An den üppig ausgestatteten Schaufenstern mit den großen Puppen, gekleidet in elegante Anzüge und Mäntel, mit Hüten, Gamaschen und Spazierstöcken angetan, kann ich mich nicht sattsehen. Das Namensschild der Firma, das in großem Schriftzug darüber prangte, sehe ich noch heute vor mir - lesen konnte ich es damals freilich noch nicht.

Großvater ist ein schweigsamer Mann. Er geht seinen Geschäften nach, ist in der Bayreuther Kaufmannskaste

und der Gesellschaft der oberfränkischen Stadt hoch angesehen. Die prägende Figur des Hauses ist meine Großmutter Albertine. Neben meinem Vater ist sie die wichtigste Bezugsperson meiner frühen Jahre gewesen. Großmutter verstand es, Würde und Haltung mit Herzenswärme, Fröhlichkeit und Großzügigkeit zu verbinden. Meine Eltern waren beide in sich gekehrte, beherrschte Menschen, die sich schwertaten, mir ihre Zuneigung zu zeigen. Ich erinnere mich nicht, von meinem Vater oder von meiner Mutter jemals einen Kuss erhalten zu haben. Meine Eltern haben mich nicht umarmt, geherzt oder gestreichelt. Großmutter hingegen gab mir Wärme und Geborgenheit. Anders als meine Eltern scheute sie sich nicht, mir ihre Liebe zu zeigen. Die tiefe Verwurzelung in ihrem jüdischen Glauben, ihre alltägliche Menschlichkeit und ihre bedingungslose Verbundenheit zu ihrer Familie sind mir bleibendes Vorbild. Ihre Selbstlosigkeit und Fürsorglichkeit für andere sind mein Maßstab. Ich liebte ihre strahlenden blauen Augen, die mich gütig, aber auch voller Schalk anblickten.

Ich bewunderte Großmutter Eleganz. Die grauen Haare trug sie zu einem Knoten im Nacken geschlungen. Stets war sie in lange, dunkle Kleider gehüllt. Nie habe ich Großmutter in einem farbenfrohen Gewand gesehen. Um den Hals trug sie ein Samtband geschlungen, daran hing ein Schmuckstück. Niemals, auch zu Hause nicht, tat sie einen Schritt ohne ihr Handtäschchen am Arm. Großmutter war jeder Zoll eine Dame. Eine Grande Dame, wie mein Vater sagte. Sie war und bleibt mein Vorbild - allerdings nicht in Modefragen.

Die Wohnung meiner Großeltern atmete bürgerliche Gediegenheit und großzügigen Komfort. Die weitläufigen Räume mit ihren hohen Decken waren mit dunklen Möbeln eingerichtet. Samtportieren und schwere Vorhänge dämpfen Licht und Straßengeräusche. Im Salon tickte eine mächtige Standuhr die Zeit davon, jede Viertelstunde ertönte ihr Schlag. Über dem Tisch verbreitete eine Deckenlampe, deren Schirm mit Stoff und Perlenschnüren verziert war, wohliges Licht. Die große Chaiselongue im Salon, auf die ich mit Hilfe eines Fußbänkchens hinaufkletterte, ist mit burgunderfarbenem Samt überzogen. Anders als in vielen großbürgerlichen Haushalten dieser Zeit war es bei meinen Großeltern selbstverständlich, dass ich an den Mahlzeiten an ihrem langen Esstisch teilnahm. Auch werde ich während des Speisens nicht dazu angehalten zu schweigen, wie es viele Kinder damals tun mussten. Ich durfte reden, was ich immer gerne tat, und meine Meinung kundtun. Auf den Stuhl wird ein Kissen gelegt, ich darauf gesetzt. Meine Beine baumeln hoch über dem Teppich. Bei Tisch hantiere ich mit mächtigem Silberbesteck. An den Wänden hingen in schweren Rahmen ein Ölgemälde einer Waldlandschaft im Mondschein, Stiche von deutschen Städten und biblische Szenen. Besonders mochte ich die Darstellung von Jakob, der Rahel am Brunnen einen Kuss gibt - er ist ein selbstbewusster junger Mann, sie wunderschön. Man sieht, dass die beiden einander mögen. Auch die Schafe und Kamele, die um sie an der Wasserstelle stehen, gefallen mir sehr. Auf einem anderen Bild ist eine große Mauer zu sehen. Das ist eine unserer heiligsten Stätten, die

Klagemauer in Jerusalem, erklärt mir Großmutter. Ihre warme Stimme nimmt dabei einen gewichtigen Ton an.

In einem Erker hängt ein dreiteiliges Gerät, an dem man das Wetter ablesen kann. Großmutter hebt mich hoch, ich darf an die Scheibe des Barometers klopfen und mich daran erfreuen, wenn der Zeiger sich in Richtung Sonne oder Wolken zittert.

In dem langen düsteren Flur, von dem die Zimmer abgehen, ist es mir nicht bange. Ich mag die Dunkelheit. Das braune Linoleum ist blank gebohnert. Ich laufe über den Korridor in die Küche, mein Lieblingsort im großelterlichen Haus. Zwar ist es auch hier, wie in der übrigen Wohnung, dunkel, doch am offenen Herd, der mit Holz befeuert wird, hantiert die Maisch, die Köchin, mit schwerem Gerät und großen Kochtöpfen. Ich dränge mich dazwischen. Die Maisch will mich davonscheuchen, aber ich lasse mich nicht durch ihr gutmütiges Geschimpfe beirren. Die Maisch ist dem Hause Neuland auf ganz besondere Weise verbunden: Sie hat sowohl meinen Vater als auch seinen Bruder als Amme genährt.

Eine Aufgabe in der Küche lässt sich Großmutter nicht abnehmen – jeden Freitagmorgen in aller Frühe bereitet sie den Teig für die Barches, das Zopfbrot für den Schabbat. Der Hefeteig wird zum Aufgehen mit einem Tuch bedeckt und in die wärmende Nähe des Herdes gestellt. Es ist mir untersagt, das Tuch zu lüpfen, um zu schauen, wie die Teigmasse wächst. Jeder Luftzug, so lehrt mich Großmutter, kann den Teig in sich zusammenfallen lassen. Und eine missratene Barche beim festlichen Empfang des

Schabbat am Freitagabend wäre undenkbar für Großmutter und die ganze Familie.

So wende ich mich dem Eisschrank zu, der es mir besonders angetan hat: Große Eisblöcke, die unter lautem Gepolter von einem Mann in blauer Kluft mit einer Riesenzange angeliefert werden, kühlen in einem Verschlag die Speisen und Vorräte. Immer wieder schleiche ich dort hin, lege meine Hand kurz auf den eisigen durchsichtigen Quader mit den großen Blasen darin. Milchige Speisen und fleischige Gerichte sind, den religiösen Vorschriften folgend streng voneinander getrennt, in verschiedenen Etagen untergebracht. Denn Albertine Neuland steht einem traditionellen jüdischen Haushalt vor. Meine Großeltern sind gläubige Juden, die ihre Religion leben. Judentum ist Alltag nach dem Religionsgesetz. Kein Wunder, dass mein Vater Jurist war und zwei meiner Kinder Rechtswissenschaften studierten.

Meine Großmutter unterstützt die Arbeit der Chevre Kadisha - der Begräbnisgesellschaft. Deren Tätigkeit ist im orthodoxen Judentum Männern vorbehalten. Der Dienst an dem Verstorbenen, das Wachen bei dem Toten, das Waschen und Ankleiden des Leichnams und die Vorbereitung der Beerdigung ist eine wichtige Mizwa, eine gute Tat. Sie ist besonders hoch angesehen, weil der, an dem sie getan wird, keine Gegenleistung mehr erbringen kann.

Beide Großeltern legen großen Wert darauf, dass ihre Enkelin fest im jüdischen Glauben und mit den hebräischen Traditionen vertraut aufwächst. Ob meine Mutter mir dies vermitteln kann, daran hat besonders Großmutter ihre

Zweifel. Und so ist sie es, die mich ein Kindergebet lehrt, das ich jeden Abend hersage, und mir die Bedeutung der jüdischen Feiertage nahebringt. Großmutter nannte stets das Datum nach dem jüdischen Kalender, nicht nach dem bürgerlich-gregorianisch-christlichen Kalender. Sie heißt mich, es ihr gleichzutun. Sie übt mit mir traditionelle jüdische Lieder und Segenssprüche ein. Und sie bringt mir die Freude an unserem Glauben nahe. Die frühe Vertrautheit mit meiner Religion hat mich ein Leben lang begleitet. Sie ist mir eine Kraftquelle und inspiriert mich zugleich.

Feier- und Festtage verbringt die Familie gemeinsam in Bayreuth. Ich sehe vor mir, wie ich in ein weißes Kleid gewandet mit einer Kerze in der Hand an Simchat Thora, dem Freudenfest zur Übergabe der Thora, dem Zug folge, der die Heilige Schrift feierlich durch die Straßen zur Synagoge in der Münzstraße, im Schatten des Markgräflichen Opernhauses, trägt. Der Glanz und das Flackern der Kerzen, die sich in den silbernen Kronen der Thora-Rollen spiegeln, bezaubern mich.

An die Festtafel zu den Feiertagen, an Pessach und zu Rosh-ha-Shana, dem jüdischen Neujahr, gesellt sich neben den Großeltern, meinen Eltern und mir auch der zweite Sohn der Familie. Willi Neuland hat an der Berliner Charité Medizin studiert und betreibt eine große Kinderarztpraxis in Nürnberg. Mir ist Onkel Willi ein bisschen zu ruhig. Darin ähnelt er meinem Großvater. Willis Frau Paula stammt aus Würzburg. Sie ist wunderschön. Und munterer als Willi. An ihrer Seite sitzt die gemeinsame Tochter Vera, meine Cousine. Sie ist ein wenig älter als ich. Insgeheim